

Stephan Lessenich

## Probleme der Klassenanalyse

Dass die Probleme des Klassenkampfes keine geringen sind, ist hinlänglich bekannt. Und dies nicht nur im Sinne des dem irischen Literatendandy Oscar Wilde zugeschriebenen Hedonistenbonmots, wonach der Sozialismus eine feine Sache sei, man auf dem Weg dorthin aber einfach zu viele Abende damit verliere. Wohl wahr – doch die Probleme sind wahrhaftig von anderem Kaliber. Wie im klassischen Kriminalfall zur Überführung des Täters, so braucht es zur sozialen Realität kollektiver Klassenkampftätigkeit drei Dinge: *means, motives, and opportunity* – die Mittel, die Motive und die Gelegenheit. Wenn der Klassenkampf also gegenwärtig ausbleibt und die üblichen Klassenkampfverdächtigen nicht das tun, was man eigentlich von ihnen erwarten sollte, dann könnte das einerseits an fehlenden Gelegenheitsstrukturen liegen: die Zeiten und Umstände, sie sind halt nicht danach. Es könnte andererseits an den mangelnden materiellen (und auch ideellen) Ressourcen liegen, die für den Konflikt zu mobilisieren wären: die Organisations- und Repräsentationsmacht der Lohnarbeitenden ist einfach zu gering. Es könnten aber schließlich auch – was freilich für den klassenkampffähigen Beobachter die unerfreulichste Variante wäre – die Motive zur klassenpolitischen Auseinandersetzung sein, an denen es den zu dieser Auseinandersetzung Auserkorenen fehlt.

Dass genau Letzteres in der gegenwärtigen spätkapitalistischen Konstellation das Problem sein könnte, mag die PROKLA-Redaktion in ihrem ausführlichen

Rahmenbeitrag zu Heft 185 dieser Zeitschrift nicht recht in Erwägung ziehen. Ihre umfangreiche Analyse, die die multiple Krisenphänomenologie des globalen Kapitalismus und seines vermeintlichen „Ausnahmestands“ Revue passieren lässt, zeichnet ein erstaunlich klares Bild, was die klassenpolitische Konfiguration in dessen Zentren angeht: Auf der einen Seite stehen da die herrschenden Klassen, die in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich die „neoliberale Umgestaltung aller gesellschaftlichen Bereiche“ (508) und damit eine umfassende „Politik der Verunsicherung“ (526) betrieben hätten.<sup>1</sup> Die Widersprüche und Spannungen innerhalb der verschiedenen Kräfte im kapitalistischen „Block an der Macht“ (513) – befeuert durch unterschiedliche strategische Kalküle bezüglich eines angemessenen Krisenmanagements – hätten, so die Diagnose, zu „einer stärkeren Formierung konservativer, nationalistischer und faschistischer Kräfte geführt“ (525). Der autoritäre Populismus, der mittlerweile in weiten Teilen des euroatlantischen Raums sein Unwesen treibt, lasse sich als „eine Abspaltung aus dem Machtblock auf der Grundlage einer spezifischen Herrschaftsstrategie“ (540) verstehen – bzw. auf der Basis einer Klassenherrschaft mit multiplen Regierungstechnologien: „Sachzwang

---

1 Alle Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf: PROKLA-Redaktion (2016): Der globale Kapitalismus im Ausnahmestand. In: PROKLA 46(4): 507-542.

und Technokratie, Governance, Disziplin und Kontrolle, biopolitische Strategien, Kontingenz“ (537).

Während der „Aufstieg der Rechten“ (525) und die „Tendenz zur Faschisierung“ (529) damit einseitig im Lager der herrschenden Klassen verortet werden, stehen auf der anderen Seite der „Polarisierung zwischen ArbeiterInnenklasse und Kapitaleignern“ (540) nicht nur sozial verunsicherte, sondern auch ideologisch und organisationspolitisch obdachlose Subalterne, die die Wunden ihrer Niederlagen der letzten Jahrzehnte lecken. Hier meint die Redaktion „gewisse Parallelen“ zu den „1920er und 1930er Jahren“ (530) erkennen zu können, als „auf die Niederlage der Arbeiterklasse und der sozialen Bewegungen ein Prozess der Faschisierung“ (525) folgte: Wie damals, so gingen auch heute „die Organe des ‚Maßnahmenstaats‘ (Frankel) rücksichtslos gegen alles vor, was von den gesellschaftspolitischen Zielen abweicht“ (529). Von den herrschenden Austeritätspolitiken zusätzlich gebeutelt, würden die beherrschten Klassen „durch den autoritär-nationalen Populismus [...] von der Erkenntnis und der Möglichkeit zur Rationalisierung und Wahrheit abgespalten und desorganisiert“ (538).

Dualistischer als in dieser Analyse könnten die sozialen Zuordnungen und Zuschreibungen von Macht und Ohnmacht, Aktivität und Passivität, von Henne und Ei, Treibenden und Getriebenen, Tätern und Opfern – und damit letztlich auch von Gut und Böse – kaum vorgenommen werden. Alle „Rechtsentwicklung“ (527) geht demnach nicht vom Volke, sondern von den Herrschenden und deren Staat aus. Sie ist „Ausdruck einer Spaltung innerhalb der kapitalistischen Machtblöcke“ (ebd.) – und bleibt den Subalternen damit eigentümlich äußerlich, ja geradezu wesensfremd. Von „der breiten Masse der Lohnabhängigen“

weiß man ja, so das Redaktionskollektiv, dass sie – „wie Meinungsumfragen immer wieder gezeigt haben“ – Marktglauben und Sozialabbau ablehnt und also der Neoliberalismus unter den Beherrschten „eher unpopulär“ (537) ist. Zwar sei, soweit wagt sich die Redaktion in Sachen sozialer Realitätssinn vor, „nicht auszuschließen, dass sich wohlstandschauvinistische und rassistische Überzeugungen durchaus auch bei ArbeiterInnen finden lassen“ (527). Doch sind die Lohnabhängigen, so suggerieren die AutorInnen, auch noch in diesen Einstellungsmustern unfrei, Spielball der autoritär-populistischen Bündnisstrategien von „Teilen der Bourgeoisie“: Diese übernehmen „die Führung über Subalterne in einer Art plebiszitärem Kurzschluss“ (538).

Nach verlorenen gesellschaftlichen Kämpfen und auf verlorenem sozialen Posten, so muss man all dies wohl verstehen, sind die Subalternen heute zu dem geworden, was diese gesellschaftskritisch gemeinte Bezeichnung ja nicht zuletzt eben *auch* suggeriert: zu Herrschaftsunterworfenen, die sich in ihrer untergeordneten Position als geistig unselbstständig erweisen und sich ideologisch untertänig geben. Zum einen erscheinen die beherrschten Klassen in dem Redaktionsbeitrag als abhängige Variable von Spannungsverhältnissen unter den Herrschenden und als willenloser Spielball der politischen Strategieabteilungen bestimmter bürgerlicher Klassenfraktionen. Deren perfide populistische Praxis der Verführung öffnet den Geführten das Gefühlsventil zu „rebellischem Konformismus“: Wie auch immer fehlgeleitet, können sie so „ihre Wut, ihre Verzweiflung über die Verhältnisse und den Gang der Entwicklung ausdrücken“ (538). Zum anderen lässt sich die ArbeiterInnenklasse zu einem „passiven Konsens“ (537) verleiten – und dies nicht etwa von materiellen und ideellen Interessen geleitet,

sondern aufgrund von Informationsdefiziten und Bildungslücken, sind doch „konkurrierende Weltauffassungen wie die des Marxismus heute bei den Lohnabhängigen wenig bekannt, wenig verankert“ (537). Dabei müssten die Subalternen eigentlich, so wird suggeriert, nur „selbst beginnen, zu handeln“, und „Bündnisse eingehen mit denjenigen intellektuellen Kräften“ (538), die bereits kräftig an dem Projekt einer radikalen Gesellschaftstransformation arbeiten. Ein Schelm, wer hier zuerst an die Redaktionen von Zeitschriften für kritische Sozialwissenschaft denkt.

So kopfnickend und selbstbestätigend diese gegenwartsdiagnostische Klassenanalyse in dem einen oder anderen herrschaftskritischen Milieu zur Kenntnis genommen werden dürfte, so dürftig erscheint sie aus einer analytischen Perspektive, die nicht immer schon davon ausgeht, dass alles Schlechte „von oben“ kommt und Schuld am kapitalistischen Elend der Welt immer nur die anderen sind. Aus einer analytischen Perspektive zumal, die sich nicht damit zufrieden gibt – sondern für die es eher befremdlich wirkt –, die Subalternen als StatistInnen des gesellschaftsgeschichtlichen Zeitenspiels zu führen; einer Perspektive, die diese vielmehr als ProtagonistInnen in ihr historisches Recht zu setzen trachtet – auch wenn dessen Inanspruchnahme sich empirisch als von zweifelhafter Art erweisen sollte.

Was meint das? Es meint, die herrschenden Motivstrukturen der Beherrschten in den Blick zu nehmen – und darüber womöglich darauf zu kommen, dass national-autoritäres Denken und protektionistisch-exkludierendes Handeln den von einer marxistischen Linken gerne aus der analytisch-politischen Schusslinie genommenen Subalternen so äußerlich gar nicht sind. Der Neoliberalismus mag unter den abhängig Beschäftigten und mehr noch

unter den abhängig Nicht-Beschäftigten unpopulär sein – obwohl es durchaus nicht einer gewissen Ironie entbehrt, wenn sich die außerinstitutionelle Linke auf „Meinungsumfragen“ beruft. Umso populärer aber ist unter ihnen, das wird man wohl ohne Rekurs auf Allensbach und Infratest sagen können, die in den Nachkriegsjahrzehnten gewachsene Vorstellung „immerwährender Prosperität“ (Burkart Lutz) – ein wohlfahrtskapitalistisches Versprechen, mit dessen zeitgemäßer Erneuerung die PropagandistInnen der neoliberalen Transformation seit den 1970er Jahren antraten.

Dass sich ein beständig wachsendes wirtschaftliches Mehrprodukt nur mithilfe durchgreifender und (natürlich immer nur für die Anderen) „schmerzhafter“ Reformen des keynesianischen Sozialstaats werde erarbeiten lassen, aber *dass* es sich eben bei gesellschaftlicher Akzeptanz eines veränderten arbeits- und sozialpolitischen Steuerungsregimes werde erwirtschaften lassen: dies war die zentrale Botschaft neoliberaler Politik, in Deutschland wie in den anderen kapitalistischen Zentren der Welt. Dem unter gegebenen Bedingungen verständlichen und legitimen Begehren großer gesellschaftlicher Mehrheiten in diesen Ländern nach einer ungebrochenen Steigerung ihres Wohlstands, einer beständigen Zunahme ihrer Konsumchancen, einem anhaltenden Wachstum ihrer materiellen Lebensqualität kam jedenfalls der zweite Teil dieser Botschaft durchaus entgegen. Wer arbeitet, der wird auch essen, und wer noch mehr, länger und härter arbeitet, wird am Tisch der Reichen Platz nehmen können: dieses Credo war bemerkenswert anschlussfähig für die subalternen AlltagskritikerInnen des Neoliberalismus. Der Marktglaube mochte und mag ihnen heute mehr denn je abgehen, nicht aber der in der historischen Wachstumserfahrung verankerte Wunsch, auch

morgen noch kraftvoll in den Wohlstandsapfel beißen zu können – und wenn irgend möglich, dann noch kraftvoller als heute.

Der Redaktionstext weist in diese Richtung, wenn er „ökoimperiale Spannungen“ (513) thematisiert und die „autoritäre und exklusive Stabilisierung eines Wohlstandsmodells, das gerade aufgrund seiner tendenziellen globalen Verallgemeinerung in die Krise geraten ist“ (514). Aber er schreibt die autoritär-exklusiven Bestrebungen in den Gesellschaften des globalen Nordens dann doch wieder einseitigeren herrschenden Klassen zu, ohne den aktiven Anteil der Beherrschten an einer radikalisiert-neoliberalen Programmatik und Praxis autoritärer Exklusion zu beleuchten. Ob es aber allein rücksichtslosen Kapitalstrategien und dem „passiven Konsens“ der Subalternen geschuldet ist, wenn in Bangladeschs Textilfabriken immer wieder NäherInnen verbrennen, rund um Argentiniens glyphosatgetränkte Sojaplantagen die Krebserkrankungen grassieren und in einem einzigen Jahr 5.000 (in Worten: fünf Tausend) Menschen vor Europas Haustür im Mittelmeer ertrinken lässt, um wahlweise die Voraussetzungen des hiesigen Wohlstands zu produzieren oder aber diesen vor den Ansprüchen der Subsubalternen des globalen Südens in Schutz zu nehmen: das ist ja wohl die Frage.

Was, wenn die klassenpolitische Gemengelage viel komplexer, widersprüchlicher und – ja – ernüchternder wäre, als die PROKLA-Redaktion es sieht? Was, wenn der Wohlstandschauvinismus der kleinste gemeinsame – Klassen übergreifende – Nenner der spätkapitalistischen Wachstumsstagnationsgesellschaften wäre? Was, wenn in den Zentren des globalen Kapitalismus alle im selben Wohlstandssicherungsboot säßen – auch wenn die einen nur rudern und die anderen kommandieren (und Dritte kommentieren)?

Sicher, die Bessergestellten haben die symbolische Macht, ihr die Ressourcen des Globus wie auch des Proletariats im globalen Süden überausbeutendes Dasein mit den Insignien des ethischen Konsums und der ökologischen Distinktion würdig ummanteln zu können. Während die Schlechtergestellten im Angesicht der drohenden Wachstumswende und der „Anspruchshaltung“ der wahren Globalisierungsverlierer dieser Erde dem weniger ansehnlichen Notwendigkeitsgeschmack der nationalen Schließung und des rassifizierenden Protests folgen.

Will man der Strukturdynamik einer, so die Diktion im Editorial von Heft 185, „aus den Fugen“ (502) geratenen Welt klassenanalytisch beikommen, so dürfte kein Weg daran vorbei führen, dabei die über lange Zeit fest gefügten weltgesellschaftlichen Klassenverhältnisse in Rechnung zu stellen. Was sind die Probleme des Klassenkampfes heute? Aus der genannten Perspektive sind dies – zumindest auch – die Probleme der strukturell widersprüchlichen Klassenposition des beherrschten Pols in einer global (und im speziellen deutschen Fall übrigens auch europäisch) herrschenden Gesellschaft. Es sind die Probleme des globalhistorischen Siegs der „zu reich gewordenen“ (520) kapitalistischen Gesellschaften des globalen Nordens. Es sind die Probleme jener kapitalistischen „Überentwicklung“ (C. Wright Mills), von der eben auch die Subalternen hierzulande – bei aller Subalternität und allem Neoliberalismus – nach wie vor so unermesslich profitieren. Und deren mögliches Ende sie nun aber am Horizont erscheinen sehen, am Horizont der Geschichte und am Horizont ihrer sozialen Wahrnehmung. In weiter Ferne zwar, könnte man mit dem für die Versprachlichung unwohligter Gefühle immer guten Franz Kafka sagen, wenngleich deutlich sichtbar.

Womöglich rührt gerade von diesem sich verbreitenden wohlstandsgesellschaftlichen Unbehagen an der Zukunft die nicht nur von der PROKLA-Redaktion, sondern mittlerweile allseits diagnostizierte (wenn auch zumeist in anderen Begriffen umschriebene) „Distanz der mittleren und unteren Klassen von den Kräften im Block an der Macht“ (513): von der immer mehr zur Gewissheit werdenden Ahnung, dass das in den kapitalistischen Zentren etablierte und insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so unvergleichlich „erfolgreiche“ gesellschaftliche Entwicklungsmodell (Wachstum, Wohlstand, Wohlfahrt) auf Kosten anderer offenbar nicht mehr so ohne Weiteres funktioniert. Dass dem national-autoritären Populismus in den euroatlantischen Kapitalismen die, wie es die Redaktion formuliert, „Abspaltung“ der Massen von der „Wahrheit“ (538) gelungen sei, ließe sich in diesem Lichte betrachtet noch einmal anders lesen. Die „Wahrheit“ der weltgesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse haben Eliten wie Massen der globalkapitalistischen Siegnationen nämlich schon lange von sich abgespalten.

Angesichts dieser nicht nur allgemein bewusstseinspolitischen, sondern nicht zuletzt auch – *horribile dictu* – arbeiterbewusstseinspolitischen Abspaltung der Wahrheit im Sinne der uneingestandenen und unanerkannten Voraussetzungen und Konsequenzen des spätkapitalistischen Modus gesellschaftlicher Reproduktion stellt sich dann die drängende Frage, wie realitätstüchtig die von der Redaktion zum Ende ihres Beitrages vorgenommene Bestimmung der „Aufgaben der Linken“ (539) ist. Das AutorInnenkollektiv verfällt hier einem radikaltransformativen Voluntarismus, wenn es unterstellt, die Beherrschten könnten, offenbar angeleitet durch die parteipolitische Programmatik einer „umfassenden emanzipatorischen

Politik“ (540), eine politisch-ideologische Kehrtwende vollziehen und „unmittelbar das Ziel anderer Verhältnisse verfolgen“ (538). Ganz so als hätten sie nicht auch gute Gründe für den Erhalt des Status quo, ja womöglich ein objektives Interesse an der Fortschreibung des spätkapitalistischen Überentwicklungsmodells und der damit verbundenen transnationalen Ungleichheitsverhältnisse.

Warum sollten die Subalternen in den kapitalistischen Zentren heute einen „radikalen Transformationswillen“ (538) an den Tag legen? Warum sollten sie unter gegebenen weltgesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen rebellieren? Wogegen – und vor allem: Gegen wen? Vielleicht am Ende gar gegen sich selbst? Anders als der Durchschnittssubalterne in einer Durchschnittsnation des globalen Südens kämpft „der einfache Bürger“ hierzulande eben *nicht* – apropos die „Partei DIE LINKE“, deren „Aufgabe“, im Verbund mit „der gesellschaftlichen Linken“ (540), die Redaktion abschließend formuliert – „um das Überleben“, auch wenn die im Deutschen Bundestag zum Besten gegebene Verelendungstheorie der Sahara Wagenknecht eben dies imaginiert.

Probleme der Klassenanalyse: Was man wahlkampfgerecht national-sozial gestimmten SpitzenpolitikerInnen politisch-soziologisch zugestehen mag, ist in der PROKLA ein Problem. Ein veritables Problem zweiter Ordnung gewissermaßen: Denn zielt die Redaktion politisch (und wohlgermerkt: sehr zu Recht) „auf eine Rekodierung und Überdeterminierung des Feldes durch Gesichtspunkte der ‘Klasse‘“ (540), so gerät eine solche klassenpolitische Strategie durch eine unangemessene Klassenanalyse notwendig auf die schiefe Bahn und in falsches Fahrwasser. Aber es ist ja hinlänglich bekannt: Die Probleme des Klassenkampfs sind halt keine geringen.